

Kirchliche Zeitläufte.

Mitte Mai.

II.

Als die Herausgeber dieser Blätter den Entschluß gefaßt, in den Spalten derselben „den kirchlichen Zeitläufen“ eine stehende Rubrik zu eröffnen, ist ihre Absicht keineswegs dahin gegangen, dieselbe zur Auffammlung oder Verzeichnung aller auf diesem Gebiete sich ergebenden Vorkommnisse zu verwenden. Es ist uns vielmehr von ihrer Seite aus bedeutet worden, daß ein tieferes Eingehen in die Sache in ihren wohlberechtigten Wünschen gelegen. Nach ihrer Ansicht sollte eben an die eine oder andere Thatsache nur zu dem Ende angeknüpft werden, um die allgemeine Zuständlichkeit des kirchlichen Lebens zur klareren Anschauung zu bringen, der Gestaltung Christi in seiner Kirche, dem Wehen seines lebendigen Geistes in ihr, insoweit dieß dem blöden Menschenauge zu schauen möglich, in aller Demuth nachzuforschen und das Verhältniß der göttlichen Heilsanstalt auf Erden den irdischen Gewalthabern gegenüber in Besprechung zu nehmen. Es ist uns Bedürfnis gewesen, über diese den „Zeitläufen“ scharf gezogenen Grenzen offen Rede zu stehen, sowohl um den Leser vor jeder Täuschung, als uns vor dem Vorwurfe der Einseitigkeit zu verwahren. — Allerdings ist die Aufgabe dadurch schwieriger geworden. Selbstredend wechselt die Physiognomie der Zeit, ihr Denken und Fühlen, namentlich in Bezug auf religiöse und kirchliche Fragen, nicht von einem Vierteljahre zum andern. Auch in dem Individuum pflegt der geistige Gährungsprozeß, wenn nicht die Gnade mit ihrer starken Wunderhand, gewaltig zerstörend und zauberhaft erbauend, eingegriffen in das Innerste der Seele, nur in langgedehnten Perioden zum Durchbruche zu gelangen. Es gibt in solchem Kampfe der verworrenen Begriffe, die erst zu läutern und zur klaren Fassung gebracht werden müssen, in Fülle, eine Unzahl feiner Fäden, erst dem nach und nach sich schärfen-

den Auge bemerkbar, welche der Irrthum und das vielgeschäftige Vorurtheil in die Denkweise gewebt und die oft nur nach schwerem und blutigem Streite mit ihrer Wurzel ausgehoben werden können. Und ist bis dahin der Prozeß unter vielen Wechselfällen und manchem gefährlichen Aufbrodeln glücklich von Statten gegangen, so setzen sich, erst in der Stunde der Entscheidung, all' die bösen Geister, die in dem Willen des verirrtten Menschen sesshaft geworden, die ureigne Hoffart des Lebens, die rebellischen Gelüste des Gemüthes, die Hartnäckigkeit und der faule Hang, in den gewohnten Geleisen ohne Beirung fortzudämmern, die geistesbankerotte Großthuererei und die feige Menschenfurcht zur verbissenen Wehre. Wie alles das im buntesten Gewimmel, in den schreckhaftesten Phantasmagorien, an die Seele herantritt, sie hemmt und zurückhält, sie beängstigt und peinigt, jede kräftige That nur unter schweren Geburtswehen ihr zu erringen gestattet, das hat jeder geistesfertige Mensch an sich selber sattem erfahren.

Und erst die Völker? Wie soll es ihnen gegeben sein, solch schwere Krise in kürzester Zeit sieghaft zu überwinden, die falsche Richtung der Gegenwart in ihren Tiefen zu erfassen und sie nach allen verderblichen Auswüchsen hin muthig zu bewältigen? An glücklichen Instinkten hiezu leiden sie allerdings keinen Mangel. Dafür hat die Erbarmung Gottes im überreichen Maße gesorgt. Das treffende Wort des alten Weisen: *anima naturaliter christiana*, hat sich auch in den faulsten Perioden der Menschengeschichte glänzend erwahrt. Allein so innig diese Instinkte mit dem Herzen verwachsen, zum klaren Bewußtsein dessen, was einzig und allein Noth thut, zur klaren Formulirung der Begriffe, zum entschiedenen Wollen, das geistig Geahnte und Begriffene im Leben plastisch herauszugestalten, dazu bahnen meist erst schwere Prüfungen und Heimsuchungen den sichersten Weg. Daß dieß Alles nicht in ruhiger, friedlicher Weise sich entwickle und zu einem glücklichen Ziele gedeihe, liegt in der Natur der Sache und in dem nimmermüden Streben des alten Feindes, der sein Interesse so leichten Kaufes keineswegs fahren zu lassen gewillt ist.

Man hat den Völkern lange genug eingeredet, sie seien mündig geworden und es sei an sie die Stunde herangetreten, sich selber zu regieren und ihre Wohlfahrt in bester Weise zu besorgen, bis sie endlich an der alten Lüge: *aperientur oculi vestri et eritis, sicut dii, scientes bonum et malum*, großen Gefallen gefunden und darnach sich häuslich einzurichten begonnen. An die offenbare Wahrheit, daß sie „von Gottes Gnaden“ sind, hat der Teufel in gewohnter Weise nicht versäumt, stracks die Kapelle ihrer Souveränität anzubauen. Sie haben nichts leichter, als dieses begriffen. Es schmeichelt derlei Lehre zu sehr den schlechtesten Neigungen des Menschen, seiner Unbotmäßigkeit und seinem Stolge, seinem Hange, eine bedeutende Rolle auf dem Welttheater zu spielen und während er von dem Joche des Gehorsams erlöst zu sein vermeint, dasselbe seinem Nächsten desto drückender aufzubürden, daß sie nicht sogleich volles und eingehendes Verstandniß gefunden. Wenn sie das, was man ihnen im politischen Leben als die höchste Weisheit anzubeten gelehrt, auf das religiöse und kirchliche Gebiet vermessen hinübergetragen, darf dieß den Kundigen um so weniger Wunder nehmen, als er weiß, daß sie an haarspaltende Distinktionen eben nicht gewöhnt, Ueberirdisches und Irdisches, Göttliches und Menschliches, Kirchliches und Weltliches, untereinander zu mengen pflegen, und nach dem Maße, in welchem sie das Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ auch dessen Korollare: „Gebet Gott, was Gottes ist,“ gerecht werden zu können vermeinen. Es ist eine feine Taktik, die erst in unserer Zeit sich selber klar geworden und deren löbliches Streben in doppelt eifriger Mühewaltung dahin ihr Ziel gesteckt, unter den Trümmern des Altars den Thron, und unter den Trümmern des Thrones den Altar zu begraben und zur endlichen, seligen Ruhestätte zu geleiten. Zur Stunde ist es beinahe vom Bösen, der durch das unumstößliche Zeugniß der Geschichte bekräftigten Wahrheit freudiges, offenes Zeugniß zu geben, daß die Kirche mit allen weltlichen Regierungsformen sich vertrage, daß sie alle kräftige und durchgeistige, allen jenen Schutz

und jene Stützen gewähre, die von selber aus der Macht der gläubigen Ueberzeugung und dem Gewissen erwachsen. Denn es handelt sich in der Gegenwart zuletzt nicht mehr darum, welche Form die naturnothwendige Herrschaft gewinne, sondern ob es der wissenden Menschheit beliebe, sich irgend einer Form der Herrschaft unterzuordnen, oder in wilder Anarchie nach den Gelüsten ihres verderbten Herzens zu leben.

Damit die Verwirrung zu ihrem vollsten Ausdrucke gelange und der allgemeine Wahnsinn auch die nüchternsten und geregeltesten Geister in sein phantastisches Bereich hinüberzuziehen vermöge, hat der Satan in irgend einem verlegenen Winkel der Hölle den Brand der „Nationalitäten“ aufgefunden und zur glücklichen Stunde in die leicht entzündbaren Gemüther geschleudert. Es war ein rarer Fund, den er da zu gelegener Zeit gemacht. Nun erscholl das Feuerjo von einem Ende der Welt zu dem andern, nun hatte der dumpfe Schmerz, der auf den Völkern bis dahin gelastet und dessen letzten Grund sie sich nicht zu deuten vermochten, seine volle Erklärung und den ihm entsprechenden Schmerzensschrei gewonnen; nun hatte es sich bis zur Evidenz herausgestellt, wie tief schon der alte Tacitus die unumstößliche Wahrheit gefühlt, wenn er sich dahin ausgesprochen, daß aus dem Christenthume, der Kirche, dem Menschengeschlechte die bitterste Feindin erwachse. Denn hatte sich nicht die Kirche die Aufgabe gestellt, die zerstreuten Völker, welche in dem richtigen Verständnisse ihrer Berechtigung bei dem Thurmbaue von Babel schon in ihren Elementen auseinander gegangen und die beinahe unübersteiglichen Schranken der verschiedensten Sprachen und Sitten zwischen sich gezogen, in großes Ganze zu verschmelzen, selbst den ausgesprochensten Unterschied zwischen „Griechen und Barbaren“ zu verwischen und die friedliche Idee einer durchgreifenden Centralisation bis in ihre letzten Konsequenzen in wahrhaft satanischer Weise durchzuführen? Daß eben die Kirche es war, die jeder menschlichen Berechtigung auch ihr volles Recht in den naturgemäßen Schranken gelassen, daß sie unterdrückte Nationalitäten

gegen ihre Bedränger geschützt, daß sie die verschiedenen Sprachen am Leben erhalten, in ihren alten Schätzen bewahrt, in ihrer Bildungsfähigkeit entwickelt, vergeistigt, und ihrem letzten und schönsten Ziele, dem Preise und Lobe des ewigen Gottes zu dienen, mit mütterlicher Sorgfalt allmählig zugeführt, das entschied in dem Rathe der Weisen Europas gar wenig. Sie dozirten und die dumme Menge umstand, gaffend und ihrem Worte, wie einer göttlichen Offenbarung lauschend, ihren Rathgeber, es sei dieß, wenn auch derlei Einzelheiten sich nicht ganz wegläugnen ließen, nur ein feiner Kniff der schlaunen pfäffischen Politik gewesen, die es stets zu rechter Zeit verstanden, den Völkern zu schmeicheln, um sie desto leichter an ihrem Gängelbände zu lenken und in den Bereich ihrer verdummenden Herrschaft zu bannen. Und derlei Gebahren ist nicht nur dazu angethan, einen neuen Fluch gegen den Felsen Petri zu schleudern, sondern eignet sich auch auf das trefflichste, die Völker durch eine mißverständene, einseitig entflammte Vaterlandsliebe noch schmälicher an die irdische Scholle zu fesseln, ihren Blick von der ewigen Heimat abzuwenden und sie dem modernen Heidenthume im Sturmschritte in die Arme zu führen. Wie einst die mächtigen Völker des Alterthums ihrer nationalen Gottheiten sich gerühmt und dem Christenthume sich so feindselig erwiesen, weil es die Grundvesten dieses schändlichen Kultus untergraben, so weiß unser philosophisches, vorgeschrittenes Jahrhundert sich nicht wenig groß damit, von einem „Gotte der Franzosen“ zu salbadern, um von dem Gotte der Italiener und Stockmagyaren zu schweigen.

Daß „dem Gotte der Franzosen“ von Zeit zu Zeit manche Menschlichkeit zuströmt, ist aus der Natur der Sache erklärbar. Er fällt eben zuweilen in die alte jansenistische Praxis und den gewohnten Gallikanismus zurück. Vor allem ist ihm, weil er eben „Franzose“, nicht zu verübeln, wenn er meint, daß das Wort: „Ego sum, qui sum“ auf keinen andern als ihn, seine Anwendung finde. Er eben allein ist berufen, die Kirche zu schützen, das große Wort in den Angelegenheiten derselben zu führen und

ihr die naturnothwendige Freiheit zu erringen. Wenn auch von den berücktigten vier Artikeln und dem Napoleonischen Konkordat an bis herab zu den Delangle'schen Ukasen keine irdische Macht, und hat sie was immer für einen Namen getragen, es besser verstanden, jede mißliebige Lebensfunktion der Kirche zu be-
maßregeln und, ob selbst in artiger, doch tief einschneidender Weise, in den erwünschten Stillstand zu bringen, so thut das eben nichts zur Sache. Wie die Nation, so ist auch „ihr Gott“ berufen, die anderen Völker, wenigstens geistig zu beherrschen, vom hohen Olympe herab die Welt durch seine Dekrete zu beglücken und zu ihrem Ziele in schnellster und gedeithlichster Weise unfehlbar zu führen. Dieser penible Hochmuth hat selbst in den Schriften der treuesten Kämpen der Kirche seinen widerlichen Ausdruck gefunden und es ist aus diesem Grunde nur das geringste Maß christlicher Divination von Nöthen, um die Fruchtlosigkeit all' dieser gewiß ehrlichen und wohlgemeinten Anstrengungen mit Sicherheit in Voraussage zu stellen.

Der bedächtige Germane, wenn ihm auch längst das Sprichwort: „Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht“ mündfertig geworden, ist eben seiner langsamen Fassungs-gabe und der süßen Gewohnheit nach, in allerlei tiefsinnigen Spekulationen sich zu ergehen, noch lange nicht geeigenschaftet, zu der sublimen Idee eines „Gottes der Deutschen“ sich zu erheben. Wenn er auch, wie dieß jüngst dem hochverdienten Stiftsprobste von St. Kajetan in München widerfahren, in purer Geistigkeit sich verhimmelt, so ist er doch in seiner Bescheidenheit und Sucht, alles Fremde, wie ein Unerreichbares, anzustaunen, noch weit entfernt, auch nur seine wirkliche Aufgabe sich zum klaren Begriffe zu bringen. Und doch wäre gerade ihm, wenn wir anders die Wege der göttlichen Vorsehung zu deuten vermögen und wenn unser Welttheil überhaupt noch die Befähigung besitzt, die Strahlen der Glaubenssonne zu ertragen, das dankbare Pensum geworden, den Stuhl Petri wieder zu Ehren zu bringen.

Die Nothwendigkeit der Sühnung dessen, was die eigene Selbstsucht und die wilden Gelüste des Herzens verbrochen, wozu die rächende Hand Gottes sie nicht ereilen und in den selbstbereiteten Abgrund des Verderbens stürzen soll, zieht sich, wie ein rother Faden, durch das Bewußtsein und die Geschichte aller Nationen. An Niemanden jedoch tritt diese ewige Forderung mit so zwingender Gewalt heran, als gerade an die Stämme der Deutschen. Was sie an der Kirche und ihrem Oberhaupte gefrevelt, davon gibt beinahe jedes Blatt unserer neueren Geschichte eine traurige Zeugschaft. Deutsche Hände waren es, die den schauerlichsten, beinahe unheilbaren Riß in dem ungenähten Rocke Christi im frevlen Muthwillen verschuldet, deutsche Oberflächlichkeit war es, die, von frankogallischem Uebermuth gechwängert, den Wechselbalg des Josephinismus empfangen, geboren und an den vertrockneten Brüsten des Nationalismus großgefäugt, deutsche Spekulationswuth ist es gewesen, die dem niedrigsten geistigen Laster, dem Pantheismus, dem nackten, modernen Heidenthume, in eifrigem Bestreben Form und Gestalt verliehen, deutsche Federn stöbern noch heutzutage mit wonnigem Behagen in den Mistpfützen einer verfälschten Geschichtsschreibung, um die unbefleckte Braut des Herrn mit infernalischem Hohne und Gestanke zu besudeln und mit dem alten Schibboleth: Hie Welf, hie Hhibellinen, die Gemüther aneinander zu hezen.

Allein die unaussprechliche Erbarmung des Ewigen, der neben der Krankheit, welche die sündhafte menschliche Natur aus sich heraus gebiert, auch das Kräutlein geschaffen, welches sie zu heilen die geheimnißvolle Kraft in sich trägt, hat auch in unser Volk einen unverwüßlichen Fond glücklicher Eigenschaften niedergelegt, die zu guter Stunde angerufen und mit weiser Hand gepflegt, es vor dem gänzlichen Verkommen leichtlich bewahren. Die komödienhafte Eitelkeit, an der die romanischen Stämme franken und die, nur um sich zur Geltung zu bringen, und von sich reden zu machen, ungeschont auch die klarsten und wesentlichsten Forderungen des Rechtes und der Wahrheit mit Füßen

tritt, die tiefe sittliche Verkommenheit, die sich baselbst in so schauerlicher Weise breit macht, der eigentlich infernalische Hohn, sich unter ihnen in so vielen Freveln und gräßlichen Lasterungen manifestirt und sich jüngsthin erst in einem ihrer bedeutendsten Männer zum ausgesprochensten, fanatischen Priesterhass entpuppt, alle diese Symptome einer innern Fäulniß und gänzlichen Zersetzung des Lebensstromes, der durch ihre Abern quillt, sind an der deutschen Nation bis zur Stunde doch noch nicht in so erschreckender Weise an das Tageslicht getreten. Wenn auch eine vorurtheilslose Diagnose das Auftreten eines oder des andern dieser krankhaften Zustände nicht in Abrede zu stellen gewillt ist, sie sind doch nur mehr auf der Oberfläche sichtbar, haben sich noch nicht bis an das Lebensprinzip, bis in das Herz des Volkes, hineingefressen und die Prognose könnte ohne Charlatanerie noch immer auf eine glückliche Krise einen wohlbegründeten Hinweis in Anspruch nehmen. So oft man sich auch emsigst bemüht, das goldene Kalb einer deutschen Nationalkirche zu Ehren zu bringen, vor dem gefunden Sinne des Volkes ist das Idol in seinen Staub zerfallen und nachdem die Winde selbst hinweggeweht, ist kaum eine Spur dieser Verirrung in den Gemüthern mehr zurückgeblieben. Auch der Haß gegen die Kirche, den man durch tausend künstliche Mittel anzuregen und zu nähren sich eifert hat, nur mehr an der Epidermis seine giftigen Pusteln angesetzt, und ist noch längst nicht bis zum Knochenfraße vorgeschritten. Und wollen auch endlich manche gewaltsame Mittel, durch welche das erstorbene religiöse Leben in den romanischen Völkern zum jähen, momentanen Auslodern glücklich gebracht wird, an dem bedächtigen, minder nervösen Germanen weniger verfangen, sein zähes Festhalten an dem Wesen, der Ernst seiner Sitte, die ruhige, von jeder Ueberspannung freie Erfassung seiner religiösen Pflichten, der besonnene, auch in den trübfesten Lagen sich gleich bleibende Muth, die sich dieses Volk durch die Gnade der Vorsehung im Ganzen bewahrt, machen es immer noch geeigenschaftet, jene Aufgabe, deren es sich in den glänzendsten

Perioden seiner Geschichte mit so freudigem Muthе entledigt, die Führung der Schirmvogtei der Kirche, in erneuten, entschiedenen Angriff zu nehmen. Noch immer wahr't das treue Bergvolf von Tirol die Burg seiner Glaubenseinheit mit löblicher Sorge, noch immer sind in den Eichenbüschen von Westphalen die Hüter alter katholischer Sitte festhaft, noch immer spiegelt sich in den Wellen des Rheins ein geistig erregtes, glaubenstreues Volk und auch die katholischen Würtemberger und Badenser haben es in den letzten Konflikten sattfam an den Tag gelegt, daß es ihnen am Zeug nicht gebreche, einen tüchtigen Schwabenstreich gegen die Feinde ihrer Kirche zu führen. Wenn daher in dem Herrenhause der deutsch-österreichischen Völker der Antrag des edlen Leo Thun, die katholische Mission des Herrscherhauses und der Nation in gebührender Weise zu betonen, geringen Anklang gefunden, dürfte dieß vorerst mehr in der landläufigen Scheu, anders Denkende irgendwie, wenn auch durch die Wahrung des offenbarsten Rechtes zu verletzen und in dem ernstesten Sinne, eine Aufgabe nicht früher an die große Glocke zu hängen, bis man sich ihrer klar bewußt geworden und sie erspriesslich auszuführen sich angeschickt, gesucht werden, als in dem Mangel am Verständnisse, mit welcher Wichtigkeit und Wahrheit diese Aufgabe an uns heranzutreten beginne.

Eine in Cliffsens Polyglotte erhaltene irische Sage erzählt, daß Finn mit seinen beiden Hunden Speolan und Bran ausgegangen, um eine Hindin zu jagen, dieselbe aber bald aus seinen und der Hunde Blicken verschwunden. Dagegen riefen ihn Klage-töne nach Locha Scheinh, wo ein blendend schönes Weib am Ufer saß und ihn anflehte, ihren Ring aus dem See zu holen. Finn taucht fünfmal im See auf den Grund, findet den Ring, aber Jugend und Kraft ist hin, er ist ein Greis worden und die ihn suchende Finnenschaar findet ihn endlich als solchen am See. Finn erzählt, daß seine Verwandlung durch Guillins Tochter geschehen; sie wolle Rache nehmen und tragen ihn auf ihren Schilden zu Guillins Höhle. Aber fünf Tage und fünf Nächte

sind nöthig, ehe sie den Grund der Höhle erreicht haben. Da tritt ihm die milde Guillin Milnachra entgegen und reicht Fynn den Becher mit dem Heiltrank. Er trinkt und erhält Jugend und Kraft zurück.

Wenn auch die Sage mehr das unverständige Streben des Einzelnen, sich Glück und Friede unter dieser Sonne zu erjagen, in seinen bitteren Konsequenzen und den noch möglichen Mitteln zur Rettung ins Auge gefaßt, so wird sie sich doch ohne Gewalt auf das ähnliche Streben ganzer Völker anwenden lassen. Es ist eben die ewig neue und ewig alte Geschichte, worüber nicht bloß dem einzelnen Menschen, sondern ganzen Nationen das Herz gebrochen. Sie ziehen aus, um Größe, Macht, Glück, Frieden und Wohlstand zu finden. Aber immer entschwindet in diesem Thale der Jähren die ersehnte Beute dem suchenden Auge. Anstatt ihrer locket bald eine mißverstandene Freiheit, bald eine über die Gebühr hinaufgeschraubte Berechtigung der Nationalität, bald das Blendwerk irgend einer Staatsform und klagt, daß eben in ihrer Vernachlässigung und weil man mit ihr nicht den Bund auf Tod und Leben geschlossen, der Grund aller Unruhe und Nichtbefriedigung zu suchen. Hat nun das Volk vor der äußeren Schönheit solcher Versuchung nicht das Auge geschlossen, taucht es im wilden Taumel der Leidenschaft in den bodenlosen See rein irdischen Begehrens, um sich den Verlobungsring mit solch' zauberhaften Gewalten zu erobern, so wird es eben von den Wellen desselben ermattet, in seiner Kraft gebrochen und dem Hinscheiden nahe, an das Ufer geworfen. Freilich zertrümmert es dann in furienhafter Rachsucht die lange angebeteten Götter; allein auch das ist nur ein Werk blinder Zerstörung und noch lange keine heilsame Reaktion, die Gesundheit und Kraft zurückzubringen geeignet. Wohl ihm, wenn es den mühevollen, düstern Weg der Buße nicht scheut und zerknirscht anklopft an der Pforte jenes Felsens, auf welchem der Herr seine stellvertretende Gewalt hienieden auf Erden gebaut, wenn zu guter Stunde die milde Braut des Ewigen ihm entgegentritt, um ihm aus ihrem ewig jungen erfrischenden Borne den Becher der Heilung zu reichen. Beten wir, daß wir die Stunde nicht versäumen. *Tempus et hora est!*